

Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages

List

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:
<http://www.list-verlag.de>

Barbara Nadel

Stille Wasser

Roman

Aus dem Englischen von
Franca Fritz und Heinrich Koop

L i s t

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
Deep Waters
bei Headline Book Publishing, a division
of Hodder Headline, London.

List Verlag
List ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG.

ISBN 3-471-77263-4

© Barbara Nadel 2002
© der deutschen Ausgabe 2003
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.
Gesetzt aus der Sabon bei Franzis print & media GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

I

Erschreckt weiteten sich die Augen der Frau. »Du willst doch nicht etwa ausgehen?«, fragte sie den jungen Mann, der ihr den Rücken zugewandt hatte und einen Blick in die Spiegelscherbe über dem Waschbecken warf, um sich zu begutachten.

»Wir brauchen Geld«, erwiderte er schlicht.

Die Frau – sie war nur vierzehn Jahre älter als ihr Sohn – schob ihren schweren Körper zwischen den Spiegel und den Jungen und blickte ihm direkt ins Gesicht, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Falls du vorhast, einen Wagen zu stehlen ...«

»Nein, ich werde keinen Wagen stehlen, Mutter«, sagte er, wobei eine gewisse Verärgerung in seiner Stimme mitschwang.

»Als du das letzte Mal versucht hast, den Leuten die Geldbörse aus der Tasche zu ziehen, bist du erwischt worden.«

»Aber ich bin noch mal davongekommen, richtig?« Er blickte in das vorzeitig gealterte Gesicht seiner Mutter. »Und darum geht's doch auch gar nicht, oder?«

»Nein.«

Ein paar Sekunden herrschte Schweigen zwischen den beiden, während der junge Mann und seine Mutter einander tief in die Augen sahen. Auf dem Fußboden lagen mehrere alte Kinderspielsachen und einige vergilbte Zeitungen, deren Seiten sanft im Durchzug flatterten, der die Badezimmertür klappern ließ.

»Wenn sie dich sehen, werden sie dich umbringen. Sie haben

keine andere Wahl.« Ihre Worte klangen vollkommen sachlich; nur jemand, der sie gut kannte, hätte die dahinter liegende starke Anspannung hören können.

Ihr Sohn seufzte. »Wer – Mehti? Wir reden hier von *Meh-ti*, Mutter. Den seh ich jeden Tag! Das ist ein Idiot, total zurückgeblieben ...«

Die Frau schlug die Augen nieder und biss sich auf die Oberlippe. »Wenn wir Geld brauchen, dann werde ich es besorgen«, sagte sie leise. »Ich kann betteln, und ich kann stehen ... Es ist bereits dunkel draußen und gefährlich.«

»Ich habe geschäftlich zu tun, Mutter.« Er rieb sich viel zu viel billiges Aftershave ins Gesicht und streifte die restliche Lotion an seiner Jeans ab. »Es geht ums ganze große Geld.«

»Aber was ...«

»Frag nicht! Du willst doch nicht, dass ich mein eigenes Blut belüge!«

»Rifat ...«

»Nein!«

Rifat wandte sich von seiner Mutter ab, nahm einen dünnen Gürtel von einem der Haken an der Wand und zog ihn durch die Schlaufen seiner Jeans. Obwohl er gut proportioniert wirkte, war er recht klein und hatte bereits einen leichten Bauchansatz. Nichtsdestotrotz war er noch immer ein attraktiver Mann, dachte seine Mutter, ein sehr attraktiver Mann, fast wie sein Vater – oder eher wie der Mann, der sein Vater einst gewesen war.

Allein der Gedanke daran ließ ihre Stimme zittern: »Wenn sie dich umbringen, dann wird das Blut niemals aufhören zu fließen. Das weißt du, Rifat, oder?«

Rifat öffnete die Tür, und ein eisiger, beißender Wind aus der zentralasiatischen Steppe drang durch den Spalt. Als sein Haar vom Durchzug aufgewirbelt wurde, glättete er es mit einer Hand, nahm dann mit der anderen ein kleines, in buntes Papier gewickeltes Päckchen und sagte lächelnd: »Wenn sie mich töten, dann erwarte ich, dass das Blut niemals aufhört zu fließen. Nicht für einen Mann wie mich.«

Im nächsten Moment war er durch die Tür und zog sie fest hinter sich zu, während ein kleiner Schwaden des dichten

Nachtnebels, der in den Raum eingedrungen war, sich über den Boden senkte.

Als seine Mutter sicher war, dass er sie nicht mehr hören konnte, murmelte sie: »Dummer, dummer, dummer Junge!«

Nur die Wände hörten ihr Klagen; der Rest ihrer Familie war entweder bereits im Bett oder tot.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, erinnerte sich Dr. Zelfa Halman, als ein Telefonat von Istanbul zu irgendeinem Ort außerhalb der Türkei eine lange Vorbereitung und viel Geduld erforderte. Und obwohl sie eine gebildete Frau war und wusste, dass der Fortschritt sich nicht aufhalten ließ, wunderte sie sich doch immer wieder, mit welcher Geschwindigkeit heutzutage die Verbindung zu der Familie ihrer Mutter in Irland hergestellt werden konnte – wenn man einmal davon absah, dass Pater Francis Collins ein Weilchen benötigte, um von seinem Lieblingssessel zu dem alten Telefonapparat zu gelangen, der schon immer im Flur gestanden hatte und dort auch immer stehen würde. Onkel Frank, wie Zelfa ihn nannte, war fast achtzig, knapp drei Jahre älter als ihre Mutter, wenn sie noch gelebt hätte.

Ein schwerer Hustenanfall verkündete Pater Collins' Anwesenheit, noch bevor er es schaffte, seinen Namen zu nennen.

Zelfa musste lächeln. »Na, rauchst du etwa noch immer, Onkel Frank?«, fragte sie, wobei ihr singender irischer Tonfall mit jedem Wort zunahm.

»Also bitte, Bridget, redet man so mit einem Mann Gottes?«

Erneut musste Zelfa lächeln – einerseits über die Ironie in seiner Stimme und andererseits über die Verwendung ihres irischen Namens. Nach zwölf Jahren in der Türkei stand der Name »Bridget« für eine Person, mit der sie sich nur gelegentlich und dann auch nur punktuell identifizieren konnte.

»Was habe ich deinen lieben Anruf zu verdanken?«, fragte der alte Priester. »Kommst du für ein Weilchen nach Hause oder wie komme ich sonst zu der Ehre?«

»Ich hoffe natürlich, dass ich bald zu Besuch kommen kann, aber ...« Sie schwieg einen kurzen Moment, um sich eine Ziga-

rette anzuzünden. »Aber weswegen ich eigentlich anrufe ... also, ich wollte dich um einen Rat bitten.«

»Ich dachte, Leute wie du hätten das alles bestens im Griff«, erwiderte er, wobei immer noch Ironie in seiner Stimme schwang.

»Selbst Psychiater brauchen manchmal Hilfe, Onkel Frank.«

»Wohl wahr. Aber da du und Gott unterschiedliche Wege eingeschlagen habt, als du achtzehn warst, wüsste ich nicht, welchen Rat ich dir geben könnte, der in deinen Augen nicht lächerlich ist. Wenn man mal die Zigaretten und den Schnaps beiseite lässt, sind meine eigenen moralischen Grundsätze eher von unserem Herrn inspiriert und weniger von einem gewissen Herrn Freud.«

»Ein türkischer Mann hat um meine Hand angehalten, Onkel Frank.« So, jetzt war es raus. Sie warf einen kurzen Blick in den Spiegel im Flur und sah sich selbst als kleinen, grauen Schemen. Entschlossen drehte sie sich wieder zum Telefon. »Onkel Frank, bist du noch dran?«

»Äh ...« Der alte Mann räusperte sich, wobei es so klang, als müsste er gegen jede Menge Schleim ankämpfen. »Äh, also, das ist ... ähm ... Dein Vater muss sehr erfreut sein ...«

»Vater weiß es noch nicht.«

»Ähm, solltest du nicht ...«

»Onkel Frank, ich bin siebenundvierzig, Herrgott noch mal! Ich kann doch wohl selbst bestimmen, wem ich was zuerst erzähle!«

Es folgte ein kurzes Schweigen, ein Moment, in dem der Priester zumindest Atem holen konnte.

»Angesichts der Tatsache, dass dein Vater Türke ist und du nun auch dort lebst, wüsste ich nicht, wo das Problem liegt, Bridget«, sagte er schließlich. »Ich meine, wenn du auch nur das geringste Interesse an deinem Glauben ...«

»Dieser Mann – sein Name ist Mehmet – ist zwölf Jahre jünger als ich, Onkel Frank.«

Als Zelfa hörte, wie der Priester am anderen Ende der Leitung scharf die Luft einzog, verstärkte das ihre Verzweiflung noch: »Verglichen mit ihm sehe ich furchtbar alt aus! Er ist so fit, wie man es sich nur vorstellen kann, Onkel Frank, und ich

wirke an seiner Seite wie ein fetter, grauer Troll! Und ich bin zu alt, um ihm noch Kinder schenken zu können! Ich meine, was zum Teufel findet er an mir? Verstehst du ...«

»Also, wenn wir mal die anständige Summe Geld, die du und deinesgleichen verdienen, außer Acht lassen – wofür er sich höchstwahrscheinlich sowieso nicht interessiert –, dann blieben da noch dein Esprit, deine Intelligenz, deine Schönheit und dein Charme. Und da diese Eigenschaften alles sind, was du besitzt, nehme ich mal an, dass der Kerl ziemlich verrückt sein muss, dich heiraten zu wollen.«

Wider ihren Willen musste Zelfa lächeln. Also gut, der alte Mann war voreingenommen, doch sie wusste, wenn es um ihre Attraktivität ging, war sie selbst ihr ärgster Feind und härtester Kritiker. Tief in ihrem Inneren wusste sie zwar, dass die Wahrheit irgendwo zwischen der Aussage ihres Onkels und ihrer eigenen Selbstwahrnehmung lag, aber ...

»Aber wenn ich sechzig bin, wird er erst achtundvierzig sein!«

»Und wenn du hundert bist, ist er achtundachtzig, und ihr werdet beide nicht mehr besonders knackig aussehen! Aber wenn er dich dann noch liebt und du ihn noch liebst, wen kümmert alles andere dann noch?« Obwohl der alte Mann über zweitausend Kilometer entfernt war, konnte Zelfa deutlich hören, wie er eine Zigarette aus seiner Schachtel nahm, sie in den Mund steckte und anzündete. »Was ich damit sagen will, Bridget, ist Folgendes: Wenn er dich liebt, spielt alles andere keine Rolle. Und, liebt er dich?«

»Er sagt zwar, dass er mich liebt, aber ich kann mir nicht vorstellen, warum.«

Frank Collins seufzte. In so vielerlei Hinsicht war die Tochter genau wie die Mutter – mit Ausnahme der wichtigsten Eigenschaft: Obwohl Bridget doppelt so klug und wesentlich hübscher war als ihre Mutter, hatte sie niemals Bernadette Halmans außerordentliches Selbstbewusstsein besessen. Möglicherweise hing dies damit zusammen, dass Bernadette in ihrem kurzen Leben viele Männerherzen erobert und gebrochen hatte – selbst als sie noch mit Bridgets Vater zusammenlebte. Vielleicht hatte Bridgets Wissen darum ihr Vertrauen in die Ehe an sich unter-

graben. Oder vielleicht war es auch so, wie sie sagte – dass dieser Mann zu jung war, um ihr ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln. Nur Bridget und dieser Mehmet konnten das wohl richtig einschätzen. Aber seine Nichte bat ihn schließlich um einen Rat, und den würde er ihr auch geben. Wenn schon ein Priester keine Ratschläge mehr erteilen konnte (neben dem bisschen Messe lesen), wozu war er dann noch gut?

»Also, entweder du traust ihm, oder du traust ihm nicht, Bridget«, sagte er schließlich, »und nur du allein kannst das wissen. Liebst du ihn denn?«

»Ich würde mein Leben für ihn geben, Onkel Frank.« Diese leidenschaftlichen Worte, die fast wie die Beteuerungen eines Teenagers klangen, ließen sie plötzlich wie ein junges Mädchen erscheinen. Andererseits hatte Bridget zum großen Bedauern zumindest ihres irischen Familienzweigs nie Anstalten gemacht, jemals zu heiraten. In Herzensangelegenheiten war sie im Grunde vollkommen unerfahren.

»Also, wenn du ihn liebst«, setzte der Priester erneut an, »und er ...«

»Wie kann er mich denn lieben? Ich werde den Gedanken nicht los, dass er entweder pervers sein muss oder auf mein Geld aus ist!«, klagte sie düster, fast schon den Tränen nahe.

»Ist er denn arm?«

»Nein. Seine Familie gilt zwar als verarmt, aber nur im Vergleich zu den Unmengen von Geld, die sie früher besaß. Es sind Aristokraten.«

»Tatsächlich?«

»Ja, aber Mehmet ... Mehmet ist nur ein einfacher Polizeibeamter. Die verdienen hier nicht viel.« Sie drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus und zündete sich sofort die nächste an. »Nicht, dass er mich je um Geld gebeten hätte. Im Gegenteil, er gibt eine Menge Geld aus für mich, führt mich aus und ...«

»Macht dich sehr glücklich, so wie es klingt«, fügte der Priester in spitzem Ton hinzu.

Zelfa, die jetzt ein wenig zurückhaltender wirkte – vor allem nach dem, was ihr Onkel gerade gesagt hatte –, senkte den Kopf. »Ja. Ja, das tut er.«

»Also, das ist doch schon mal etwas, an dem man sich festhalten kann und das du als Ausgangspunkt für deine Überlegungen nehmen kannst, oder?«

»Wie?« Vielleicht lag es an der späten Stunde und an ihrer Müdigkeit, aber Zelfa konnte ihrem Onkel nicht ganz folgen.

»Ich meine damit«, fuhr er fort, »dass du vielleicht nicht auf das Geld oder den Altersunterschied oder dergleichen schauen, sondern dich stattdessen auf die Liebe konzentrieren solltest.«

»Ja, schon, aber ...«

»Nein, Bridget, kein ›aber‹.«

Sie konnte förmlich sehen, wie er jetzt den rechten Zeigefinger erhob, so wie er vor langen Jahren Störenfriede während des Kommuniionsunterrichts zum Schweigen gebracht hatte. Trotz ihres verwirrten Gemütszustands musste Zelfa lächeln.

»Wenn du ihn liebst und er dich, dann ist das völlig ausreichend, falls ich diese Dinge richtig einschätze«, sagte Frank Collins energisch. »Und außerdem dürfte der Besitz deines Vaters nach dem Erdbeben nicht mehr besonders viel wert sein. Daher würde ich mir an deiner Stelle mal keine Sorgen darum machen, ob jemand hinter deinem Geld her ist«, fügte er mit jenem wunderbaren Zynismus hinzu, für den Zelfa ihn so schätzte und liebte.

»Falls uns noch mal ein solches Erdbeben trifft, kann ich mich glücklich schätzen, wenn ich dann noch einen Kopf habe, den ich mir zerbrechen kann«, erwiderte sie mit der Art von Galgenhumor, der typisch war für diejenigen, die ein derartiges schweres Trauma erlitten hatten.

»Ja, der Mensch kann seinem Schöpfer schneller gegenüberstehen als erwartet.«

»Ich weiß. Mehrets Schwägerin kam ums Leben, und seinem besten Freund mussten beide Beine amputiert werden nach dem ...« Plötzlich konnte sie sich nicht überwinden, das Wort »Erdbeben« über die Lippen zu bringen. Sie hatte einfach Angst, dass ihre Gefühle mit ihr durchgingen. Jeder, den sie kannte, hatte während der Katastrophe einen geliebten Menschen verloren. Jeder. »Nach den Ereignissen des vergan-

genen Jahres. Manchmal ist Mehmet immer noch sehr traurig.«

»Wenn das so ist«, sagte der Priester forsch, »dann solltest du ihn vielleicht ein wenig aufheitern. Ich will damit nicht sagen, dass ich es nicht lieber sähe, wenn du einen Padraig oder einen Declan heiraten würdest, aber ...«

»Aber wenn er mich nur heiraten will, um seiner Welt wieder ein gewisses Maß an Sicherheit zu verleihen? Ich meine, er hat Probleme mit seiner Mutter, und ich habe mir gedacht, dass ich für ihn vielleicht nur eine Art Ersatzmutter bin.«

»Man kann auch jeden Furz analysieren und zum Problem machen«, erwiderte der alte Mann mit einem Lächeln in der Stimme. »Du und deinesgleichen, ihr neigt doch dazu. Aber am Ende, Bridget, ist alles eine Frage der Gefühle und der Risikobereitschaft. Wenn du ihn wirklich liebst, dann gehst du das Risiko mit ihm ein, und wenn du ihn nicht liebst, dann eben nicht.«

Zelfa runzelte die Stirn. Die Worte ihres Onkels trafen zweifellos den Kern der Sache, und es ließ sich nicht leugnen, dass sie Mehmet Suleyman aufrichtig liebte. Aber es war etwas ganz anderes, ihre antrainierte Art, alles zu hinterfragen, schlicht zu ignorieren und sich einfach dem Verlangen hinzugeben.

Er wusste, dass er eigentlich nicht hier sein sollte. Auch wenn das Kriegerrecht schon lange aufgehoben war, konnte jeder beliebige Polizist ihn nach Lust und Laune verhören, mitnehmen oder ihm auf andere Weise das Leben schwer machen. Aber nur, wenn sie ihn im dichten Nebel auch sehen konnten, dachte Enver mit einem Lächeln. Und da er sich nicht vom Fleck rührte und die Polizei sich im Augenblick offensichtlich nicht blicken ließ, war diese Gefahr relativ gering. Enver lehnte sich entspannt gegen das Geländer und seufzte. Es war jetzt vier Uhr morgens, und normalerweise konnte man um diese Uhrzeit zusehen, wie drüben in Karaköy immer mehr Lichter angingen; wenn die Menschen aufstanden, um zur Arbeit zu gehen, oder Prostituierte ihre Freier aus den Betten warfen. Doch nicht so an diesem Morgen. An diesem Morgen verschwand die massive Form der Galatabrücke, die sich über das

Goldene Horn erstreckte, in einer Mischung aus Dunkelheit und dichtem Nebel – was Enver jedoch nicht davon abhielt, hinüber nach Karaköy zu blicken. Dort lag der einzige Ort, an dem er jemals glücklich gewesen war.

Da konnten die Refah-Partei und die unruhige Mutter Erde tun und lassen, was sie wollten – gewisse Gegenden von Karaköy würden immer den beiden Hauptlastern des Menschen frönen: Alkohol und Sex. Als jungem Mann waren Enver diese beiden Leidenschaften wohl vertraut gewesen. Damals hatte seine inzwischen verstorbene Frau ihrer Mutter, die ein gewisses »Etablissement« führte, bei ihren Geschäften geholfen, und seine Kinder hatten die Großmutter regelmäßig in ihrem Bordell besucht. Allerdings waren sie damals noch recht klein gewesen, und sie wussten bis zum heutigen Tag nichts von der einträglichen Tätigkeit ihrer Großmutter. Und da sein ältester Sohn inzwischen keine fünf Minuten von hier ein angesehenes Kaffeehaus führte, war jede noch so geringe Anspielung auf die etwas »unziemliche« Vergangenheit der Familie tabu. Und obwohl sein jetziger Wohnort – der häufig von Touristen überlaufene Stadtteil Eminönü, die »Altstadt« von Istanbul – wie das genaue Gegenteil des eher halbseiden anmutenden Viertels Karaköy wirkte, war Envers Herz voller Wehmut. Diese Sehnsucht in Kombination mit einer zunehmenden Schlaflosigkeit trieb ihn immer häufiger aus seinem Bett, um entweder zu den Lichtern von Karaköy hinüberzuschauen oder sogar hinüberzugehen. Letzteres kam zum jetzigen Zeitpunkt natürlich nicht in Frage. Denn Enver wusste, dass der Nebel nicht nur ihn, sondern auch andere, zwielichtigere Gestalten verdeckte, die nicht zögern würden, ihm wegen ein paar Zigaretten oder etwas Kleingeld Schaden zuzufügen. Natürlich hatte es auch früher schon solch kriminelle Elemente gegeben, meistens die wahrhaft Verzweifelten – Abwanderer aus dem anatolischen Hinterland. Aber heutzutage, mit all den Russen, Albanern und Allah weiß wem noch, die allesamt in die Stadt drängten, ließ sich wesentlich schwieriger feststellen, wer einem denn nun Uhr, Brieftasche oder sonst was gestohlen hatte.

Deshalb schien es Enver alles in allem das Beste, sich nicht

vom Fleck zu rühren. Da die Reşadiye Caddesi direkt hinter ihm lag, war er selbst bei seinem langsamem Tempo innerhalb weniger Minuten in der Hasırcılar Caddesi und damit zu Hause. Und falls auf dem Stück dazwischen etwas passieren sollte, dann war das eben Allahs Wille und daher unvermeidlich. Doch als ein Wagen irgendwo hinter Enver stoppte, direkt jenseits der Straßenbahnhaltestelle Eminönü, hielt der alte Mann trotzdem kurz den Atem an. Wer, außer Polizei oder Militär, würde zu dieser frühen Morgenstunde an einem von undurchdringlichem Nebel umgebenen Gewässer anhalten? Tatsächlich konnte er sich niemand anderen vorstellen, und er war so fest davon überzeugt, dass es die Polizei sein musste, dass er in die Richtung starrte, aus der das Motorgeräusch kam. Doch so sehr er sich auch anstrengte, konnte er durch den Nebel nicht ausmachen, um was für eine Art von Wagen es sich handelte.

Als nach ein paar scheinbar endlosen Minuten eine der Wagentüren geöffnet wurde, setzte Enver sich in Bewegung und ließ sich mit erstaunlicher Behändigkeit auf die Unterführung direkt unter der Galatabrücke gleiten. Dort wartete er mit angehaltenem Atem auf den Klang von »offiziellen« Stimmen, wobei er angestrengt lauschte, um nur ja kein Geräusch zu verpassen.

Aber es waren keine Stimmen zu hören, nur ein dumpfer Aufschlag, wie das Geräusch eines schweren Gegenstands, der zu Boden fällt. Sonst nichts. Keine Stimmen, keine Waffen, nur ein tiefer und – in seinen Ohren – gedämpfter Aufschlag. Doch ohne Begleitung von Stimmen bedeutete das gar nichts. Als er schließlich hörte, wie die Wagentür geschlossen wurde und der Wagen erst auf ihn zu und dann über die Brücke davonraste, nahm er an, dass die Insassen dieses Wagens alles erledigt hatten, was sie in Eminönü erledigen wollten. Er selbst war nur froh, dass er nichts damit zu tun hatte – was es auch immer gewesen sein mochte.

Dennoch wartete er noch ein paar Minuten, bevor er sich aus seinem Unterschlupf wagte und wieder auf die Straße kletterte. Doch statt noch länger sinnend am Wasser zu stehen, beschloss Enver, sich auf den Heimweg zu machen. Durch den Nebel, der ihm allmählich doch Angst einjagte, konnte er kaum

die Hand vor Augen sehen. Vorsichtig tastete er sich über die Reşadiye Caddesi, immer auf der Hut vor Polizisten, Soldaten oder Dieben. Und während er weiterging, stellte er erleichtert fest, dass das, was aus dem geheimnisvollen Wagen gefallen war, nicht zu sehen war, jedenfalls nicht in seiner unmittelbaren Nachbarschaft.

Auf den letzten hundert Metern seines Heimwegs schloss Enver die Augen und stellte sich vor, wie der verführerische Duft von frisch gebrühtem Kaffee ihn direkt nach Hause führte, zu seinem Sohn.